

[Nachdruck verboten.]

48]

## Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Nachdem er dem alten Weisen sein Herz geöffnet hatte, sprach dieser:

„Nimm Dir ein Weib von den Töchtern der Araber. Verstoße das Weib, das Du nun hast; aber behalte es bei Dir mit Hilfe von Verheißungen und guten Worten!“

Abdallah erkannte die Wahrheit, die dieser Rede zugrunde lag. Er ging zu einem Juden und kaufte goldene Geschmeide mit funkelnden Steinen, die er Sultana unter gütigen, trostreichen Reden überreichte.

Als er sah, daß die Schmuckstücke sie erfreuten, rückte er mit seinen Plänen und Wünschen heraus und ließ es nicht an Schmeicheln und Versprechungen fehlen, die zu halten er durchaus nicht die Absicht hatte.

Sultana erkannte im Nu den Kern der ganzen Sache. Sagte sie Nein, so lief sie Gefahr, nicht von ihm verstoßen zu werden. Aber hatte sie erst die Freiheit erreicht, was galten dann alle Versprechungen? Dann waren das Recht und die Macht auf ihrer Seite.

Sie täuschte Abdallah durch ihr falsches Lächeln.

Er ließ sich mit Leichtigkeit überzeugen, daß sie glücklich über seine Erlaubnis sei, in seinem Hause wohnen zu dürfen wie zuvor.

Selbst seine Eifersucht mußte sie einzuschläfern. Er sah ja nun ein, daß all dies mit Marcel Lüge und Prahlerei gewesen war und bloß den Zweck gehabt hatte, Eindruck auf ihn zu machen.

28.

Marcel Barrière hatte die arabischen Studien ursprünglich ergriffen als einen nabeliegenden verzweifelten Vorwand, um bleiben zu dürfen, wo er war.

Seine gewissenhafte, tiefgehende Natur verbot es ihm jedoch, sich mit irgendeiner Sache bloß spazeshalber zu beschäftigen.

Er studierte fleißig, arbeitete sich ein in die arabische Geschichte, Dichtung und Philosophie, und den wachsenden Kenntnissen folgte ein lebhaftes Interesse, eine Liebe zu dem Studium, von der er nie geträumt hatte.

Das allzu Gesetzte seines Wesens verjüngte sich in diesem Bade von Romantik und glühenden Farben. Das weiblich Weiche seines Charakters härtete sich ganz unbewußt unter der Berührung und Beschäftigung mit diesen Volksstämmen, die all ihren Leidenschaften — koste es, was es wolle — voll und ganz die Fessel schiefen lassen.

Ein unschätzbares Glück war es für ihn, daß er in Si Salem ben Esjuk es-Serir nicht bloß einen grundgelehrten Meister, sondern zugleich auch einen großen Menschen fand.

Si Salem beobachtete seinen Schüler ungefähr ein Jahr lang. Marcel war keiner von den Leichtzugänglichen und Salem ein ungemein vorsichtiger Mann. Sie verkehrten freundlich, aber zunächst wie zwei Geschäftsfreunde. Als aber endlich durch eine unerwartete und plötzliche Vertraulichkeit von Marceles Seite das Eis brach, da kannten sie einander so gut, daß das Verhältnis sozusagen im Laufe weniger Tage vollständig seinen Charakter änderte und fast wie das zwischen Vater und Sohn wurde.

Dieser Umschlag wurde an jenem Tage eingeleitet, da Marcel sich bereit erklärte, seinen Glauben zu wechseln, um diejenige heiraten zu können, die er liebte.

Wie wenig dieser Uebergang in Wirklichkeit für ihn bedeutete, wäre Si Salem allerdings nie zu begreifen imstande gewesen.

Von nun angelangte Marcel ohne Schwierigkeit in die gelehrten Kreise der Moschee, und da man ihn als einen verlässlichen jungen Mann kannte, dessen unverbrüchliche Verschwiegenheit ihn jedes Vertrauens würdig machte, gewann er bald einen tieferen Einblick in die Gefühle und Stimmungen der leitenden geistigen Kreise als irgendein anderer seiner Nation. Er erkannte, daß man mit ihm als mit einem künftigen Bundesgenossen im Kampfe für die ehrliche Sache des Volkes zu rechnen begann.

Eines schlug ihm sogleich und ganz unmittelbar entgegen: diese von der französischen Kultur so ganz unbeeinflussten, überdies auch gebildeten und gefürchteten Kreise waren ganz unvergleichlich männlicher und achtungswerter als die armseligen entnationalisierten Proselyten, die Frankreich seine Sprache und seine Laster gelehrt, eben jene Clique, mit der Marcel bisher in Berührung gekommen und nach der er sich vornehmlich sein Urteil über das ganze Volk gebildet hatte.

Nun erst begann er die so arg verächtenen Laster der islamitischen Völker in einem anderen Lichte zu betrachten. Bei näherem Dazusehen entpuppten sie sich nicht selten als maskierte Vorzüge oder als berechtigte Waffen, die der Selbsterhaltungstrieb einem unterdrückten Volke in die Hand zwang. Konnte ein eindringendes Eroberer Volk, das in der offenen Absicht kam, ihnen ihre Reichtümer, ihr Land, ihre Sprache und das teuerste von allem, ihren Kindesglauben, zu nehmen — konnte ein solches Volk Dankbarkeit, Zuverlässigkeit, Treue und eitel Wahrheit von den Verübten erwarten? Waren die Griechen etwa ein verächtliches, wertloses Volk, weil sie in dem hinterlistigen Odysseus einen idealen Nationalhelden sahen? Sollte nicht der Wert eines Volkes an seiner Treue für dasjenige gemessen werden, was es selbst der Treue wert fand? Und in diesem Punkte konnten diese Menschen wohl einen Vergleich mit all den Völkern jenseits des Mittelmeeres aushalten. Wie lau und schwächlich war nicht die Treue der Christen für die Bibel im Vergleich zu der unbedingten Hingabe der Araber an ihren Koran! Satten die letzteren auch in vielen Dingen eine andere Moral, so folgten sie doch dem, was ihnen einmal als richtig oder falsch eingepägt worden war, mit bewundernswerter Gradlinigkeit.

Auch aus dieser wachsenden Achtung vor dem arabischen Volke schöpfte die Liebe, mit der Marcel seinem Studium oblag, neue Nahrung. —

Im Laufe des Winters ließ Frau Barrière sich zum zweiten Male trauen.

Pastor Green, der nun seinen Einzug in der Villa hielt, mußte sich in einer Weise auszubreiten, daß für Marcel kaum Platz übrig blieb.

Er konnte in dieser schwülen Hirtenluft nicht Atem holen. Da die Neubermählten an eine Hochzeitsreise nicht dachten, beschloß er, sich auf einem längeren Ausflug durch das Land zu erfrischen.

Si Salem spornte ihn eifrig zu dieser Reise an und stattete ihn mit Empfehlungsschreiben aus, die ihm Zelte und Herzen öffneten, wohin er kam.

Einer der tüchtigsten jungen Studenten der Djamaa ez-Zituna, der Sohn eines angesehenen Sjech aus dem Süden, wurde sein Begleiter.

Ihr Ziel waren die Oasen in Bled el Djerid, aber sie nahmen den Weg über Kef und die inneren Hochebenen, um unterwegs mit den abseits lebenden Beduinenstämmen Bekanntschaft zu machen und einen Einblick in ihre Denkungsweise zu gewinnen.

Er merkte sogleich, was Si Salems Briefe zu bedeuten hatten.

Kaum war jemals unter den großen Zelten ein Franzose mit größerer Gastfreundschaft, sicher keiner mit größerem Zutrauen empfangen worden. —

Es war kein bloßer Zufall, daß Marcel den Weg über Gassa nahm.

Von der Stunde an, da er von Sultana schied, hatte die Liebe immer tiefere Wurzeln in seiner Brust geschlagen.

Er prüfte sich täglich selbst, um eine Lösung dieses hoffnungslosen gemeinsamen Martyriums zu finden. Es gab Zeiten, wo er sich fragte, ob er nicht verrückt sei oder im Begriffe stehe, es zu werden. Diese Liebe war ja bloß ein Leiden ohne irgendwelchen Sinn. Es konnte ja nicht die Absicht der gesunden Natur sein, menschliche Kraft zu vergeuden und auf so erbärmliche Art dahinzwecken zu lassen.

Seine Lage war nicht minder verzweifelt als die Abdallahs. Er trauerte, wenn die Liebe dahinsiehte; er trauerte doppelt, wenn sie wieder volle Schwungkraft gewann. Denn bedeutete dies etwas anderes, als daß sein Gefühl sich wieder an das unkörperliche Ferne heftete? Würde sie ihm nicht abermals eine Fremde sein an dem Tage, da sie zurückkehrte und vor ihm stand, lebendig, körperlich und warm?

Oder dürfte er hoffen, die Wahrheit auf anderer Seite zu finden? Zener körperliche Gros, der ihn bisher so heftig abgestoßen, stand nun lockend vor seiner Phantasie, wenn er in ihrer Gestalt vor ihn hintrat. War eine Revolution in ihm vorgegangen? War er aus einem Traum geweckt worden? War er dazu herangereift, die Schönheit des wahren Gros zu sehen, so wie man ihm gesagt, daß Frauen erst dazu erzogen werden und heranreifen müssen?

Etwas schien ihm allerdings darauf hinzudeuten. Abdallah, der ursprünglich seine Sympathie erregt hatte, erfüllte ihn nun mit einem lebhaften Widerwillen, ja fast mit Haß, und der tiefste Grund lag in einer wachsenden Eifersucht auf den Mann, der das Recht hatte, das geliebte Wesen in die Arme zu schließen.

Je mehr Macht diese Eifersucht gewann, desto mehr begann er zu bereuen, daß er Sultana nicht bei sich behalten und verstreut hatte oder mit ihr geslohen war, so lange es noch möglich gewesen.

Seine Verantwortung lastete auf ihm und ließ ihn geringeres Gewicht auf die Formen als auf die Sache selbst legen. Es ließ sich weder verhehlen noch leugnen, wessen Schuld es war, wenn Sultana sich in ihrer Ehe mit Abdallah unglücklich und bedrückt fühlte. Wäre ihre Phantasie nicht von einem anderen geweckt und in steter Spannung erhalten worden, so hätte sie sich wohl längst zufrieden gegeben und in ihrer Ehe Ruhe gefunden wie so viele andere Frauen. Er hatte ein Weib auf den Strom hinausgelockt, und nun, da es zu spät war, sagte er sich selbst, daß seine einzige Pflicht gewesen wäre, sie zu retten. Es war ja ihr Unglück und nicht das Abdallahs, dem abzuwehren seine Pflicht war. Abdallah war ein starker Mann, der seinen Kummer wohl zu tragen wußte, wenn er denn wirklich Kummer empfand. Ihn mißhandelte niemand. Und im übrigen begriff Marcel nicht — um so viel frischer war schon sein Blick —, daß er sich niemals von Abdallahs leerem, formalen Recht auf ein Weib, das er mißhandelte, hatte imponieren lassen können.

Marcel blieb nur einen halben Tag in Gassa, aber lange genug, um zu hören, was mit Sultana geschehen war: daß sie geboren hatte, daß das Kind tot war — und daß sie von ihrem Manne verstoßen sei, aber in seinem Hause bleiben sollte.

Frei und doch gebunden!

Er eilte, von Gassa wieder fort zu kommen, als er diese Mitteilungen erhielt. Er wollte nicht ihren Schmerz verschärfen, indem er sie von seiner Anwesenheit erfahren ließ. Und vor allem wollte er sie zu keiner Unbesonnenheit verleiten, die hier und in diesem Augenblick unmöglich zu einem glücklichen Ausgang führen konnte. —

Schon mehrere Tagereisen vor Gassa und weiter bis hinab zu den Oasen bei den großen Salzseen fand er die Beduinen ganz und gar von Abdallahs Namen erfüllt, und die Vorsicht, mit der man von ihm sprach, ließ darauf schließen, daß er politisch mindestens ebenso viel bedeutete wie religiös. Marcel witterte etwas wie eine Aufrührersahne in dem bloßen Klang des Namens.

(Fortsetzung folgt.)

## Isländergeschichten.

Die isländischen Sagas oder Sögur sind diejenigen klassischen Literaturdenkmale der nordischen Sprachen, die heute noch lebendige Wirkungen auf Genießende wie auf Schaffende üben. Diese Sagas sind, um das Wort zu erklären und gleichzeitig damit ihre enge Beziehung zu unserer Gegenwart anzudeuten, keineswegs Sagen in unserem Sinne oder Märchen, sondern realistische Prosaerzählungen, Romane. Erzählungen, die ihren Stoff ausschließlich aus ihrer eigenen jüngsten Vergangenheit nahmen, mit so engem Anschluß an das Geschehene, daß die Saga bis auf Namen, Dertlichkeit und Zeitangabe ihrer Erzählung den Reiz einer historischen Chronik erhält. Freilich nicht deren volle Zuverlässigkeit. Denn wie der Hauptwert der Saga natürlich in ihrer künstlerischen Ausdrucksfähigkeit liegt, in ihrem zum Charakteristischen strebenden Aufbau und in ihrer von stärkstem Leben erfüllten Sprache, so hat hinwiederum der altisländischen Literatur auch eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung zur Sagazeit nicht gefehlt.

Die nun bald tausendjährige Dichtung gehört dem nordwestlichen Sprachstamm an. Denn die Menschen, die die isländische Saga lebten und erzählend bewahrten, waren landsflüchtige Norweger oder deren nächste Nachkommen. König Harald Schönhaar hatte, um unter seiner Alleinherrschaft ein einiges Norwegen zu errichten, den Widerstand der kleineren Herren, der Gaukönige oder Herjen, nach

langen Kämpfen endlich 872 am Hafsfjord gebrochen. Wer sich ihm jetzt nicht fügen wollte, konnte die eigene Freiheit nur noch außer Landes bewahren, auf Wikingsfahrt, dieser ehren- und heldenhaft gehaltenen See- und Küstenträberei, oder an neuen festen Wohnsitzen. So gelangte man westwärts auf vertrauten Wegen über die nordwestlichen Siedelungen in Britannien und Irland, auf den Orkneys und Faaröern auch nach dem jüngst entdeckten herrenlosen Island. Bereits für 874 wird dort der erste norwegische Einwanderer bestätigt. Nach 100 Jahren etwa war die Westküste, von der aus sich das Land bevölkerte, voll besiedelt; doch war schon 40 Jahre vorher, die „Landnamatid“, die Zeit der freien Westergreifung des Bodens, vorüber. Diese trotzig unabhängig Gesonnenen, die lieber in die Fremde gingen und oftmals reichen Grundbesitz unerräubert im Stich ließen, als sich der neuen Königsmacht zu beugen, gehörten begreiflicherweise mit zu den Besten des Volkes. Nicht nur als Hüter, sondern auch als Mehrere norwegischen Kulturgutes bewährten sie sich an den neuen Wohnplätzen. Wie sie sich die demokratische Verfassung mitherüberbrachten, so pflegten sie auch weiterhin mit besonderer Liebe und Fähigkeit die in der Heimat so hochgehaltene Dichtkunst: die sogen. ältere Edda und die Stradda. Besonders die Staldendichtung, die trophisch gegliederte und verzwickte kunstvoll gesetzte Stabreimdichtung, die im königlichen Norwegen verfiel, gelangte erst in Island zu wahrer Blüte. Das stärkste und eigenartigste Gewächs norwegisch-isländischer Poesie jedoch — und gleichbedeutend damit, der gesamten altnordischen Literatur — keimte und entfaltete sich überhaupt erst auf isländischem Boden: die Saga. Als der wachsende Machtwuchs des norwegischen Königstums den isländischen Freistaat nach beinahe vierhundertjährigem Bestehen dem Mutterlande einberleibte, unterdrückte man auch die Saga und setzte, den neuen Mächten zu Ruhm und Ehre, die aus Frankreich und Deutschland stammenden, gekünstelten, höfischen Ritterspen an ihre Stelle. Es ist das nicht ein einmaliger Zufall, daß politische Unfreiheit die Wahrheit, selbst die der künstlerischen Lebenspiegelung, in die Verbannung schickte.

Verbreitung schufen der Saga vor Benutzung der Angelsächsischen und lateinischen Schrift, die im Gefolge des im Jahre 1000 zur Staatsreligion erhobenen Christentums auftrat, die „Sagaleute“, die sich eben besonders auf Formung und Wiedergabe einer aus dem Dunkel aufgetauchten Erzählung verstanden und deren Form festlegten, ohne daß der Name des ersten Erzählers oder der des Aufzeichners bekannt geworden wäre. Bereits im 10. Jahrhundert, also ziemlich gleichzeitig mit der rechtlichen und politischen Sicherung des Gemeinwesens, entsteht die Saga und vergeht erst Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Freistaate. Zwei Jahrhunderte vorher jedoch, von 1170 an, hatte die schriftliche Aufzeichnung begonnen, durch Geistliche oder geistlich Gebildete, getreu dem überlieferten Texte und vor allem auch getreu der heidnisch-demokratischen Gesinnung der Sagas. Kopien dieser alten Handschriften, die jetzt auf den Bibliotheken von Kopenhagen, Stockholm und Upsala verwahrt werden, bilden den immer noch stattlichen Rest dieser Literatur.

Die Sagas erzählen, so gut wie ausschließlich, jedesmal das Leben eines Isländers aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Fast alle Hauptereignisse sind durch die Jahre 950 und 1030 begrenzt, wenn auch die Einleitung und Vorgeschichte oft weiter zurückgehen. Indem die Vorgeschichte meist den Stammbaum der Hauptperson gibt, greift sie auf die ersten Ansiedler, damit bisweilen auf Norwegen und König Haralds Kämpfe um die Alleinherrschaft zurück. Die angesehensten und bekanntesten Sippen, in ihren fünf ersten Generationen auf Island, passieren auf diese Weise Revue und bald ergibt es sich, daß ein und dieselbe Person in verschiedenen Erzählungen auftritt, daß, wie zwischen den Menschen selbst, so auch zwischen den Erlebnissen leicht nahe Beziehungen und Verwandtschaften entstehen. Diese Lebensläufe haben, bei aller Bewegtheit, doch etwas Typisches: erste Jugend in der Heimat, Auslandsfahrten als Krieger oder Kaufmann, Streit um Besitz oder um eine Frau, wieder daheim und schließlich langwieriger Austrag dieses Streites vor den Thinggerichten oder mit den Waffen, oft aber auf beiderlei Weise. Solche Verwickelungen geben gewöhnlich den Hauptfiguren Anlaß, sich als weise, tugend- und heldenhaft im Sinne ihrer Zeit zu bewähren.

Man sieht also das Prinzip eines wahllosen, platt referierenden Realismus ist hier bereits durchbrochen, indem die Saga die Darstellung des Interessanten, Wertvollen, Vorbildlichen anstrebt. Die Wahrheit der Sagas ist nicht die eines Gerichtsprotokolls, sondern eine künstlerische, die auf das Typische und Charakteristische der von ihr behandelten Personen und Vorgänge geht. Andererseits berechtigt uns vorläufig nicht das geringste, den Sagas ihren geschichtlichen Boden völlig zu entziehen und besonders ausschlußreiche Stücke, wie etwa die Saga von Girik dem Roten, die von der bekannten Entdeckung Winlands, d. i. der kanadischen Ostküste von Nordamerika, durch Isländer im Jahre 1000 berichtet, für Phantasien oder gar symbolische Erzählungen zu erklären, was Fridtjof Nansen unlängst getan hat. Auf die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Sagas kann man getrost antworten: in bezug auf alles Zufällige und Individuelle sind sie geschichtlich frei behandelt, in bezug auf das Wesen der Zeit und des Volkes sind sie von unvergleichlicher kulturhistorischer Wahrheit. Und das nicht nur für den germanischen Norden, sondern auch für Deutschland in seinem vergleichbaren Entwicklungsstadium, dem solche literarischen Dokumente realistischer Art durchaus fehlen.

Auf die Einzelheiten des umfangreichen Materials, auf die

Fabeln und Charaktere einzugehen, verbietet der Raum. Kurze Inhaltsangaben und Titelaufzählungen findet man in dem 1. Teil der Nordischen Literaturgeschichte von Wolfgang Goltzer (Nr. 254 der Slg. Göschel, Leipzig 1905, geb. 80 Pf.) in einer für den Laien durchaus genügenden Weise. Die Titel werden entweder nach den Hauptpersonen oder nach der Gegend gegeben, in der die Saga spielt. Vorbildliche Uebersetzungen größerer Partien aus den 4 großen Sagas sowie an ein Duzend Proben aus den kleineren bietet das lehrreiche „Isländerbuch“ von Arthur von O. 3 Bände, München bei Georg D. W. Callwey. Eine erwähnenswerte Ergänzung zu von O.'s Werk bilden „Altnordische Erzählungen“ (Sagas). Sechs Erzählungen von den Anwohnern der Nordamerikas durch die Normannen im Jahre 1000“, übersetzt und mit geschichtlicher Einleitung versehen v. August Kromayer. (Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur usw. Nr. 2133.) Dagegen sei versucht, die Besonderheiten künstlerischer und sittlicher Art in der Sagas nach an einigen Punkten erläuternd zu berühren. Geben sie keine Wirklichkeitsdokumente in wissenschaftlichem Sinne, so sind sie dennoch durchaus realistisch. Damit stehen sie zu ihrer Zeit völlig vereinzelt in der Geschichte der europäischen Romane. Schon die Entstehung der isländischen Saga und die der romanischen Novelle, die übrigens erst hundert Jahre später einsetzt, sind grundverschieden. Roman wie Novelle begannen als Prosaauflösungen der versifizierten Ritterepen oder Schwank Erzählungen. Mit der strophischen Kunst der Edda und Stalda hat die Saga hingegen nichts gemein. Jene Sagen von Göttern und Helden, verkünden Spruchweisheit und Fürstenlob, dienen dem „Höheren“, sowohl inhaltlich wie in der Form, die ja bei den Skaldenliedern an verfinsterten Umschreibungen das Unentbehrliche leistet; diese zeigt uns Menschen des Alltags, unpoetisch, unidealisiert, lediglich in eine scharfe charakteristische Beleuchtung gerückt und mit jener kraftvoll-lebendigen Sprache dargestellt, deren sich die Dargestellten im täglichen Leben selbst bedienten. Erst als die Saga von sich aus erschöpft, vom Königtum nicht mehr geduldet war, wurde sie säuberlich in Reim und Strophen gebracht und versetzt so; machte also den entgegengesetzten Weg durch, wie die übrige europäische Novelle.

Bauern sind diese Menschen der Saga, Bauern, die zugleich Krieger sind und Seefahrer, Handelsleute und Priester, wenigstens unter dem Heidentum. Eine Uebergangszeit mit ihren notwendigen Brechungen schafft mit einer großen Anzahl ihrer Konflikte. Noch herrscht das Wikingertum, die rohe, räuberische Form des Krieges, und gleichzeitig beginnt der Tauschhandel zum selbständiger Gewerbe des Kaufhandels sich zu entwickeln, so daß wir Wikingern und Kaufmann noch oft in einer Person vereinigt sehen. Bezeichnend für den Wirklichkeitsinn dieser Menschen wie der Sagas ist es auch, daß religiöse Fragen und übernatürliche Phänomene so gut wie gar nicht bei ihnen zur Geltung kommen. Weder erscheint uns ihr Heidentum als ein merklicher Bestandteil ihres Lebens, wenn auch der Aberglaube einer von der Natur und ihren Elementen ständig abhängigen Menschheit hin und wieder zu Worte kommt; noch braucht das Christentum sich, wie anderswo zumeist, hier auch nur der leiseften Gewalt zu bedienen, um Annahme zu finden: es wurde oft aus dem sehr einfachen und praktischen Grunde angenommen, weil die Mehrzahl der übrigen handeltreibenden Europäer sich damals bereits zu dem neuen Glauben bekannt hatte und zu Geschäften mit Heiden kaum noch zu veranlassen gewesen wäre. So muß auch die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion durch das Allthing von Rücksichten äußerer Zweckmäßigkeit bestimmt gewesen sein. Man darf sich ja diese eben in den Vorhof der Zivildisation eintretenden Menschen keineswegs als Naturkinder christlichen Ideals vorstellen. Gerade so wie die Dichtung ihrer Saga noch zu dem 20. Jahrhundert zu sprechen vermag, so legen ihre sonstigen geistigen Leistungen unverkennbar Zeugnis ab von einer Gemeinschaft, die sich ihrer praktisch-sittlichen Normen bis ins Einzelne bewußt geworden. Freilich keiner vorbildlich-sittlichen Norm im Sinne späterer Zeiten. Die Normen jener nordwestlich-isländischen Moral waren vielmehr aufs strengste bedingt durch die Formen des materiellen Erwerbs auf der betreffenden Kulturstufe. In einem Gemeintwesen, in dem noch viele auf den für ehrenhaft geltenden See- und Küstenraub auszuweichen, konnte ein Totschlag, selbst unter Landesgenossen, noch nicht allzu schwere Sühne beanspruchen. Das Gesetz kannte neben der Geldbuße nur Achtung und überließ das (heute staatlich besoldete) Henkeramt der privaten Blutrache. Vollends galt der Totschlag eines ausländischen Unfreien, der im Eroberungsstrategie gefangen nun als Knecht auf einem isländischen Hof sein Leben fristete, lediglich als Sachbeschädigung, die mit einer gesetzlich bestimmten Geldbuße gutzumachen war. Und wenn auch diese Hausflaberei im alten Island sich allgemein in sehr milden Formen hielt, so war andererseits von jener Gleichberechtigung der Freien auf den Things eben eine ganze Klasse mit Gewalt zur Unfreiheit Verdammter ausgeschlossen.

Als ständigen Raubvolken, denen der Tod wenig Schrecknis bot und die oft, die Todeswaffe schon im Leib, über dieses Pech noch mit einem derben Witzwort quittieren konnten, galt der fremd-

ländische Gefangene, der sich das Leben selbst um den Preis der Unfreiheit wahrte, deshalb gewiß als verächtlich. Und dennoch vermischen sich ihre Sippen mit den fremden Hörigen, und es ist eine kaum zu widerlegende Tatsache, daß die ersten Anfänge der Saga in einem gewissen Zusammenhange mit altirischen Erzählungen (allerdings stark phantastischer Art) stehen, daß die zahlreichen kriegsgefangenen Irländer der heranwachsenden isländischen Generation die Freude an der Erzählung beigebracht und damit — gewissermaßen im Geistigen triumphierend — die Entstehung der isländischen Saga indirekt veranlaßt haben mögen.

Barbarischer gleichzeitig und doch auch oft wieder viel humaner muß unserer Zeit die altgermanische Ethik erscheinen. Dem natürlichen Urtriebe des einzelnen zur Macht, der sich in in ihren meisten Handlungen so beherrschend, weil mit der Sittlichkeit im Einklang, äußerte, stehen doch solche durchaus selbstlos zivilisierten Sitten von unvorstellbarer Geltung gegenüber: wie etwa die Wahrung des Gasterichts, vor dem jeglicher alte Haß und Zwist schweigt; wie die Unverletzlichkeit der Frauen, Kinder und Greise, nicht nur gegen Waffen, sondern auch gegen die einfachste körperliche Züchtigung; wie schließlich eine fanatische Wahrheitsliebe, die mit einem Wort den eigenen Untergang heraufbeschwören kann und ihn auch oft tatsächlich heraufbeschwört.

All diese sittlichen Anschauungen fanden nun in sehr genau zusammengefaßten Rechtsanschauungen, die begreiflicherweise von denen unserer Zeit ebenso weit abweichen wie die moralischen Begriffe selbst, ihre Fixierung. Der sittliche Maßstab oder wenn man auch so will: die poetische Gerechtigkeit, der in den Sagas aufgerollten Konflikte ist meist im Grunde nichts anderes, als die eine oder andere Bestimmung des isländischen Landrechts. Sie sind gewissermaßen das hellleuchtende Schema, unter dem die dunklen menschlichen Leidenschaften deutlich greifbare Gestalt gewinnen. Das Prozedurverfahren ist jedesmal das konstruktive Gerüst der Saga-handlung. An diesem Punkte etwa wird die Notwendigkeit des künstlerischen Realismus der Sagas verständlich. Die Reduzierung menschlicher Gegenstände und dadurch bedingter Handlungen auf gesetzliche Rechte und Pflichten, das wirkungsvolle Inkrafttreten der auf dem Thing herangezogenen Rechtsbestimmungen ziehen den ganzen „Fall“ mit eherner Notwendigkeit aus irgendwelchen schwebenden Höhen auf die sichere Erde herab. Dieser juristisch interessierte, geistvolle Geist, den der Untersuchungsbericht für das Leben selbst gibt, der gezwungen ist, die Menschen stets als schwarz oder weiß zu sehen und wenig nach begrifflich unsicheren Seelenregungen fragen kann, bedingt gleichermaßen die besonderen Kunstmittel jenes allgemeinen Realismus der Saga. Wir finden einen Dialog, der knapp und pointiert ist wie Frage und Antwort im Gerichtsfahren, der demgemäß, als Angriff oder Verteidigung zweier entgegengesetzter Standpunkte, dramatisch wirkt und oft die ganze Saga überhaupt dem Drama sehr nahe bringt. Auch die angewandte Psychologie ist der des Dramas vergleichbar, insofern, als sie nicht, wie die moderne psychologische Novelle, die seelischen Vorgänge als solche, von innen gesehen, beschreibt, sondern sie uns in ihren äußeren sinnfälligen Kundgebungen zum Ausdruck bringt.

Der stärkste Beweis für die Lebendigkeit der isländischen Saga in unserer Zeit ist die Blüte der modernen nordischen Literaturen. Die eigenen wörtlichen Bekenntnisse Björnsons und Ibsens bezeugen, welche unvergleichlich verjüngende und befruchtende Wirkung auf ihre Phantasie und Produktion ausgeübt begann, als sie diese Vorzeitdokumente ihres Volkes auf sich wirken ließen. Und in der jüngeren Generation und über ganz Skandinavien mehrten sich die Namen, die an die Saga mehr oder weniger bewußt anknüpfen: Knut Hamsun und Johannes V. Jensen sind, um nur diese zu nennen, die schönsten Rechtfertigungen einer Erneuerung der Saga tausend Jahre nach ihrem ersten Entstehen. A. J. Cohn.

## 1] Geschichte des Skalden Egil.

Wie Egils Vater Skallagrim zu König Harald dem Schönhaarigen fuhr.

Ein Mann hieß Alf; er baute in Halogaland im nördlichen Norwegen; er war Herse oder Gaugraf wie seine Vorfahren, ein mächtiger Mann, reich an Land und fahrender Habe.

Man erzählt, daß er sehr tätig und rührig in seinem Haushalt war. Er hatte die Gewohnheit, früh vor Tage aufzustehen und nach den Arbeiten seiner Leute zu sehen; oder er ging zu den Schmieden oder besah sein Vieh und die Acker. Zuweilen auch stand er im Gespräch mit Leuten, die seinen Rat begehrten; er wußte in allen Dingen guten Rat; denn er war vorwissend. Einen jeden Tag, wenn es auf den Abend ging, wurde er so schein, daß wenige Menschen sich getrauten, dann noch ein Wort an ihn zu richten. Er wurde schläfrig, sobald der Abend kam; und deshalb erzählten sich die Leute, daß er seine Gestalt wechseln könne; sie nannten ihn Kuelduf — das ist Abend-Alf oder Wolf. Er heiratete die Tochter seines besten Freundes und Seergefellen. Sie war sehr schön.

Kuelduf hatte zwei Söhne; der ältere hieß Thorolf, der jüngere Grim. Als sie aufwuchsen, wurden sie beide stark und groß wie ihr Vater. Thorolf wurde schön und mannhaft: er schlug nach der Familie seiner Mutter; ein sehr fröhlicher und in allem gewandter

Mann, ein tüchtiger Kriegerheld. Grim war schwarzhaarig und häßlich, seinem Vater ähnlich sowohl an Aussehen als an Sinnesart. Er wurde ein überaus tätiger und rühriger Mann; er war geschickt in Holz- und Eisenarbeit, ein gewaltiger Schmied. Zur Winterzeit fuhr er oft mit Zugtieren viele Mann stark auf Heringfang. Er bekam schon in seiner Jugend einen kahlen Schädel, und danach wurde er Skallagrim genannt.

Als Thorolf zwanzig Jahre alt war, begann er auf Viking zu fahren; Skuldulf gab ihm ein Langschiff.

Um diese Zeit begab es sich, daß Harald, der Schönhaarige seine Kriege begann. Skuldulf nahm weder gegen noch für ihn am Kriege teil. Ebenso weigerte er sich später, an seinen Hof zu kommen. Die Ahnung sagte ihm, daß weder er noch seine Söhne bei diesem Könige Glück haben würden. Als aber Thorolf zurückkam und davon hörte, war er sofort bereit, dem Gebot des Königs Folge zu leisten.

Er kam zu großen Ehren am Königshofe, und Harald übertrug ihm die Einziehung des Zinnentributes und den Finnenhandel. Zuletzt aber ward Thorolf vor ihm verklagt, ehrgeizige Absichten zu haben. Der König lud ihn zur Verantwortung; aber Thorolf war zu stolz, sich zu stellen. Da überfiel ihn der König, und Thorolf fiel nach langer Gegenwehr; der König selbst gab ihm die Todeswunde.

Ein Mann hieß Delvir Hnufa. Er war Hofsoldat des Königs und zugleich mit Skuldulf verwandt. Er gab sich viele Mühe, den König mit dem Geschlecht Skuldulfs zu versöhnen. Er lag dem König an, Thorolfs Verwandten eine Buße zu zahlen, und der König versprach es ihm für den Fall, daß sie zu ihm kämen. Da reiste Delvir alsbald hin und trug ihnen das Anerbieten vor.

Skuldulf schlug es ab.  
„Willst Du hinfahren, Grim?“ fragte Delvir.  
„Mich dünkt, ich habe da nichts zu tun,“ sagte Grim, „ich würde dem Könige auch kaum sehr wortgewandt vorkommen; ich müßte auch nicht lange um die Buße bitten dürfen!“

Delvir antwortete, das werde er auch nicht brauchen — „Wir werden alle für Deine Sache sprechen, so gut wir nur können.“  
Da versprach ihm Grim die Fahrt; sie besprachen die Zeit, und Delvir fuhr zum Könige zurück.

Grim war damals fünfundsiebenzig Jahre alt.  
Er wählte sich unter seinen Hausleuten und Nachbarn die Kräftigsten und mutigsten aus. Sie wurden zwölf, alle über die Maßen stark, einige von ihnen hatten Berwölfsnatur. Sie fuhren südwärts längs des Landes. Im Ostarrford legten sie an und zogen den Landweg hinauf nach Voss zu dem Wasser, das dort ist. Ihr Weg führte sie über das Wasser. Sie nahmen ein Schiff, das sie geeignet für sich fanden, und ruderten hinüber. Es war aber nicht mehr weit bis zu dem Gut, in welchem der König zu Gast war. Sie kamen an, als der König zu Tische saß.

Auf dem Plage vor dem Hause trafen sie Leute an, mit denen kamen sie ins Gespräch und fragten sie, was es drinnen gebe. Als sie es erfahren hatten, hat Grim, Delvir Hnufa heraus zu rufen, er habe mit ihm zu sprechen.

Der Mann ging hinein und sagte Delvir, draußen künden Fremde Menschen, zwölf an Zahl — „wenn man sie Menschen nennen darf, sie sind aber den Thuren viel ähnlicher an Wuchs und Blick, als gewöhnlichen Menschen!“

Delvir stand sofort auf und ging hinaus; er glaubte zu wissen, wer da gekommen sei. Er begrüßte seinen Gesippen Grim aufs Herzlichste und bat ihn, mit hereinzukommen.

Grim sagte zu seinen Fahrgeossen: „Es wird hier Sitte sein, ohne Waffen vor den König zu treten. Da wollen wir nur zu sechsen hineingehen, die anderen sechs aber sollen draußen bleiben und unsere Waffen hüten.“

Darauf gingen sie hinein. Delvir trat vor den König. Skallagrim stand ihm im Rücken.

Delvir nahm das Wort: „Nun ist Grim, Skuldulfs Sohn, hergekommen, und wir werden es Dir sehr dank wissen, König, wenn Du seine Fahrt zu einer guten machst, wie wir das auch von Dir erwarten. Manche genießen große Ehre von Dir, die es minder verdienten, und keiner wird ihm in irgendeiner Tüchtigkeit nachkommen. Auch darum mögest Du es tun, König, weil mir sehr daran liegt, wenn Du darauf Gewicht legst.“ Delvir sprach lange und gut; denn er war ein redegewandter Mann. Viele Freunde von ihm traten gleichfalls vor den König und verwendeten sich für die Sache.

Der König schaute sich um und sah, daß ein Mann im Rücken Delvirs stand, der um Hauptlänge die anderen überragte und einen kahlen Schädel hatte.

„Ist er das — Skallagrim?“ fragte der König, „der große Mann da?“

Grim sagte, daß er recht gesehen habe.

„Willst Du Buße für Deinen Bruder Thorolf,“ sagte der König, „so will ich, daß Du in mein Gefolge eintretest und mir dienstest. Mag sein, mir erscheint Dein Dienst so wertvoll, daß ich Dir ein Behrgegeld für Deinen Bruder erstatte, oder auch eine andere Ehre erzeige, die nicht geringer sein würde, als ich sie ihm erwidere; Du müßtest dann nur besser verstehen acht zu geben als er, wenn ich Dich so hoch erhebe.“

Skallagrim antwortete: „Das weiß ein jeder, wie sehr Thorolf mir voran war in allen Stücken; doch hatte er kein Glück davon,“

Verantwortl. Redakteur: Albert Bachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

daß er Dir diene, König! Nun will ich nicht auch diesen Weg gehen; denn ich weiß, daß ich kein Glück davon haben werde, wenn ich Dir so diene, wie ich es wollen würde, und wie es würdig wäre. Ich denke, es würde mir übler als Thorolf ergehen.“

Der König schwieg, und es schoß ihm das Blut ins Gesicht.  
Delvir wandte sich um und bat Grim hinauszufragen. Sie liefen so, gingen hinaus und nahmen ihre Waffen. Delvir hat sie, so schnell als möglich sich davonzumachen. Er begleitete sie bis zum Wasser und viele andere mit ihm.

Als sie voneinander schieden, sagte Delvir: „Einen anderen Weg hat es nun genommen, als ich gewünscht hätte, Vetter. Ich möchte Dir sehr zu dieser Fahrt Lust; jetzt aber bitte ich Dich, daß Du, so schnell Du kannst, nach Hause fährst und nicht mehr vor Haralds Augen kommst, es müßte denn ein besserer Vergleich zwischen Euch zustande kommen, als wonach es jetzt aussieht; und nimm Dich wohl in acht vor dem König und seinen Mannen!“

Da fuhr Grim mit den Seinigen über das Wasser, Delvir aber und die anderen eilten zu den Schiffen, die aus dem Wasser gezogen waren und am Lande lagen. Sie richteten sie mit Artz hieben so zu, daß keines fahrtfähig war; denn sie sahen Leute von des Königs Geföhften herabkommen. Es war eine Menge Schwerbewaffneter und sie kamen heftig einher.

Die hatte König Harald hinter ihnen hergeschickt, um Grim totzuschlagen. Kurz nachdem Grim mit den Seinigen hinausgegangen war, hatte der König zu sprechen begonnen und also gesagt: „Das konnte man der Klage, dem großen Skel, ansehen, daß er bis obenan voll wölfischer Wildheit war, der wird manchen Mann umbringen, wenn er ihn kriegen kann, um den es uns schade dünken wird. Das könnt Ihr glauben: von denen, die er für seine Feinde hält, wird er keinen schonen, wenn er ihn irgend fassen kann. Verfolgt ihn nun und schlägt ihn tot!“

Darauf waren sie aufgesprungen und zum Wasser geeilt. Sie fanden aber keine Schiffe mehr vor, die fahrtfähig gewesen wären. Sie kamen zurück und sagten dem Könige ihre Fahrt, und daß Grim wohl schon über dem Wasser sei.

Skallagrim zog seinen Weg, bis er nach Hause kam. Er erzählte seinem Vater Skuldulf von dem Zuge. Skuldulf zeigte sich wohl zufrieden damit, daß er nicht in den Königsdienst getreten sei. Er sagte wie früher, daß sie vom Könige nur Schaden, aber durchaus keine Erhöhung zu erwarten hätten.

Skuldulf und Skallagrim besprachen sich öfter darüber, was zu tun sei. Sie kamen überein, daß sie so wenig wie andere, die mit dem Könige in Feindschaft geraten waren, im Lande bleiben könnten. So kamen sie zu dem Entschluß, das Land zu verlassen, und es dünkte sie am verlockendsten, nach Island zu fahren. Denn da war ihnen von guten Ländereien erzählt, die man sich nehmen könne. Verwandte und Bekannte von ihnen, Ingolf Arnarsohn und seine Genossen waren dahin gefahren und hatten sich Land genommen; man konnte frei und umsonst wählen. So befestigte sich der Plan immer mehr in ihrem Sinne, ihr Haus abzubrechen und fortzufahren.

Zeitig im Frühjahr rüsteten sie ihre Schiffe; sie hatten viele und gute Fahrzeuge. Sie wählten zwei große Handelsschiffe. Auf jedem hatten sie dreißig waffenfähige Mann außer den Weibern und Kindern. Sie nahmen soviel von ihrer fahrenden Habe mit, als sie konnten; aber ihre Ländereien wagte niemand zu kaufen aus Angst vor der Macht des Königs.

Als sie gerüstet waren, segelten sie ab; sie segelten aber zwischen die Inseln, welche die Solundir oder Sonneninseln heißen. Das sind viele und darunter sehr große Inseln; und sie sind, so sehr in Buchten gerissen, daß es wenige Menschen geben soll, welche alle Häfen dort wissen.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Verkehrswesen.

Verkehrsmöglichkeiten erzeugen Verkehr. Aus dem Bericht der Interborough Rapid Transit Co. ergibt sich, daß durch die Einführung der Schnellbahnen der Personentransport in New York in hohem Maße gesteigert worden ist. Im Jahre 1906 sind auf den Untergrundbahntrecken 138 Millionen Reisende, in dem am 30. Juli 1910 abgeschlossenen Berichtsjahre 200 Millionen, also fast die doppelte Zahl, befördert worden. Die entsprechenden Zahlen für die Hochbahntrecken betragen 238 und 294 Millionen Reisende. Im ganzen hat die Gesellschaft im Berichtsjahre auf den Hoch- und Untergrundbahntrecken 276 Millionen Reisende mehr befördert als auf den Hochbahntrecken allein im Jahre Juli 1903 bis Juli 1904, das der Eröffnung der ersten Untergrundbahn voranging. Dabei hat der Straßenbahnverkehr keine Einbuße erlitten, so daß also die Hoch- und Untergrundbahnen einen neuen Verkehr großgezogen haben und hiermit den Satz bestätigen, daß die Möglichkeit des Verkehrs den Verkehr erzeugt — natürlich nur da, wo auch sonst die Bedingungen dazu vorhanden sind. Würde man eine Untergrundbahn mitten in der Wüste Sahara hinstellen, so könnte man lange warten, bis sich der Verkehr zwischen den beiden verbundenen Dajen zu einem rentablen gestaltet.

Vorwärts-Verlagsdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.